

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 6

Artikel: Schuld

Autor: Berlepsch, Goswina v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 5. Februar

Du liebe Schatz!

Von Simon Gfeller.

Mys härlig Annemeieli
het Aeugli, blau wie Vejeli
U sunneguldigs Hoor.
Es wachst so ran wi d' Widli,
Isch saftig wi-n-es Chidli
U blüet wie Summerflor!

Mys härlig Annemeieli
Ist wärdig wi-n-es Bejeli
U het gäng heitre Muet.
Ruehrt es die flingge Täzli,
So singt es hundert Gsäzli;
Drum gfällt's mer ärdequet!

Mys härlig Annemeieli
Steit usrecht wi-n-es Schejeli,
Schyn d'Sunnen oder schnei's.
Poh tuusighimelärde,
Das loot si nid abhärde:
Es chächers git's ekeis!

Mys härlig Annemeieli
het Aeugli, blau wi Vejeli,
U liegt's mi früntli a,

So möcht i höch usspringe
U holzgraduse singe:
„Chumm, wei go Hochzyt ha!“

Schuld.

Novelle von Goswina v. Berlepsch.

1

„Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
Holt dein Blick mich noch ein,
Holt dein Glück mich noch ein —

„Ueberstanden! Und glücklich, notabene! Ein Sohn!
Ich gratuliere dir!“

Zwei breitschulterige Männer standen sich gegenüber, Männer mit energischen Zügen, nicht mehr in der ersten Jugend. Bei dem einen war das dunkle Haar an den Schläfen sogar schon leicht ergraut. Und der gerade war außer sich wie ein Knabe, packte den Freund bei den Armen, schüttelte, drückte ihn und lachte mit bebenden Atemstößen.

„Glücklich, sagst du? Wahrhaftig? Sie hat nicht allzu sehr gelitten?“

„Nein.“

„Und ein Knabe — ein Kind — ein lebensfähiges Menschenkind? Herrgott! — Laß mich's sehen —“

Er wollte aus dem Zimmer stürmen, hinüber nach dem andern.

„Halt — Geduld! Es wird dir schon präsentiert werden, sobald es präsentabel ist. In diesem Zustand überhaupt —“ Der Arzt fühlte die eiskalten Hände des eben glücklich Vater Gewordenen und betrachtete ihn in seiner ganzen fassungslosen, rabbiat seligen Aufregung; — „so kommst du mir überhaupt nicht hinüber.“

„Du wirst mir doch nicht verbieten — aber nein! Du hast deine Sache ja so gut gemacht. Ich danke dir, Alter, danke dir!“

Wieder packte er ihn, schüttelte seine beiden Hände, und dabei schoss ihm Wasser in die lachenden Augen. — „Ich — ich hätte dich ja umgebracht, wenn es schief gegangen wäre. Du weißt nicht, was sie mir ist, niemand kann das wissen! Und nun, — solch ein Wunder!“

„Welches?“

„Zwei — statt einem — Menschwerdung! — Ja, lächle nur! Du machst das alle Tage mit, aber mich bringt es aus dem Häuschen.“

Er wischte mit bebenden Fingern die feucht gewordene Brille klar, ohne die er halb blind war.

„Seid ihr nervöse Leute,“ lachte der Arzt und ging, um das Fenster zu öffnen. „Hier ist eine greuliche Temperatur. Komm her an die frische Luft und dann —“

Die Türe des Nebenzimmers ging auf, jenseits des selben noch eine andere. Dort erschien die Wärterin mit etwas Weißem auf dem Arm.

„So komm,“ sagte der Doktor und nahm den Freund beim Arm, als könnte er ihn auf diese Weise etwas bändigen.

In der Halbdämmerung der niedergelassenen Vorhänge begrüßte der Vater sein Erstgeborenes, seinen Sohn, ein

Häufchen Leben, zu dem er sich noch nicht recht zu stellen wußte. Es war ihm etwas Fremdes, Wunderbares. Er sah nicht einmal, ob das Kind häßlich oder hübsch sei. Er sah nur, wie im Halbbewußtsein, zwei winzige Händchen, die sich in zuckenden Bewegungen bemerkbar machten. Nach denen griff er und lachte, lachte ganz zerstreut.

„So ein Raderchen, wie das unter Getöse seinen Einzug hält — so eine winzige Person, und stellt einen Moment die Welt auf den Kopf.“

Die appetitliche Wärterin lächelte zu der Ansprache. Sie kannte diese Augenblicke in den verschiedensten Alzeten der Überraschung. Hier stand der Himmel flügeloffen.

Die beiden Männer gingen an ihr vorbei in das nächste Gemach.

Da streckten sich wieder zwei Hände dem einen entgegen.

— „Theo, du Tapfere! — Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Weiter brachte er nichts hervor. Er konnte es nur stammeln und ihre Stirn, ihre Hand zwei-, dreimal inbrünstig küssen. Sie verstanden sich; ihre Augen glänzten tief.

Dann zog der Doktor den Freund hinweg und machte ihm den Vorschlag, sich mit in seinen Wagen zu setzen, eine kleine, abführende Spazierfahrt zu machen.

„Jetzt?“

„Sawohl! Deine Frau ist in guten Händen und muß Ruhe haben.“

„Um keinen Preis.“

„Bitte, tu' es, Paul,“ sagte Theo leise; „telegraphiere an Hanna.“

„Später.“

„Nein, gleich. Nehmen Sie ihn mit, Doktor,“ bat sie.

Er sah mit heiinem Blick auf sein Weib, um das er eben noch namenlose Qualen gelitten. Ihr schönes Goldhaar staute sich auf den Kissen in einer glänzenden Welle rund um ihr Haupt. Wie ein madonnenhafter Schein umgab es das liebe blonde Gesicht, vor dem er hätte knien, jubeln, in überströmendem Glück verweilen mögen. Nie war sie ihm schöner, vergeistigter erschienen, als jetzt.

Aber der Doktor zog ihn mit sich, wohl wissend, daß er „Dummheiten“ machen würde.

Widerstrebend folgte er.

„Also beim nächsten Telegraphenamt halten,“ befahl er dem Rutscher, als sie einstiegen.

„Wer ist Hanna?“

„Meine Schwester.“

„Du hast eine Schwester? Das wußte ich nicht. Jünger als du?“

„Nein, älter, fünf Jahre älter.“

„Wo lebt sie denn?“

„In Schandorf, unserer Heimat.“

„Verheiratet?“

„Nein.“

„So so.“

Der Doktor präsentierte ihm eine Zigarre.

„Danke, jetzt nicht. — Sage mir, bist du mit Theos Befinden ganz zufrieden? Sie sah sehr blaß aus.“

„Wird sich schon erholen. Ein zartes Weisen und so eine Attacke, das ist keine Kleinigkeit.“

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Paul mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. „Sie ist ein wunderbares Geschöpf, nicht wahr, sie hat sich gut gehalten?“

„Gamos.“

„Das ganze Geschlecht sehe ich mit andern Augen an, seit ich sie besitze — jetzt noch mehr.“

„Ja, ja, es ist was dran,“ gab der Doktor zu. —

„Aha.“ — Der Wagen hielt vor dem Postamt. „Ich erwarte dich.“

„Lieber nicht. Weißt du, ich muß gehen, laufen. Es ist mir zu eng hier drinnen.“

Der Doktor glaubte es; er sah ihm an, daß er wirklich aus dem Häuschen war, und gab ihn frei.

„Wie du willst. Aber nicht gleich nach Hause!“ drohte er. „Heut abend spreche ich noch einmal vor. Adieu!“

* * *

Nach einigen Wochen saß Theo am offenen Fenster und sog mit wonnigen Zügen die Frühlingsluft ein, die milde, berauschende Sonnenluft, in welcher die ersten Spalierblüten draußen sprangen und die ersten Bienen schwärzten. Sie war allein. Das Kind schlief im Zimmer nebenan. Und so summte und flimmerte denn eine träumerische Stille und Helle um das junge Weib, das wie gelöst in süßem Genesungsgefühl, mit halbgeschlossenen Augen den Kopf zurück ins Kissen lehnte. Sie sah einem Wölkchen Mücken zu, wie es im Sonnenschein schwieg und tanzte und dabei doch kaum sich fortbewegte. Welche Daseinslust lag in dem kleinen friedlichen Reigen, welch ruhiger Rhythmus! Der gleichen betrachtete sie jetzt wie Offenbarungen. Alles erschien ihr wie neu erschaffen. Das ganze Dasein hatte mit einemmal geheimnisvollere Tiefen und Höhen, und doch glitt es so sanft an ihren Sinnen vorbei, als stünde sie außer alledem, als sähe sie es von einem stillen, blumigen, luftblauen Berggespitzel.

Paul trat vorsichtig ein. Er glaubte, sie schlummere. Aber sie wandte gleich den Kopf nach ihm. Da gab es, wie immer, wenn er ein paar Stunden fortgewesen, ein wöhniges Wiedersehen. Er brachte Blumen mit, Veilchen, Narzissen, Anemonen, jeden Tag brachte er ihr welche. Sie hielt den Strauß in ihrer zartgedärmten Hand, an der der blanke Ehering glänzte, und trank fast gierig den Blumenduft.

„Ah! — Du weißt nicht, Paul, wie schön das ist, so ins Leben zurückzukehren. Schau da hinaus — so ist's mir.“

Sie zeigte nach den Mücken. „So in der klaren sonnigen Luft zwischen Himmel und Erde ganz ruhig schweben, ohne zu wissen, ob es einen Tag oder ein Jahr dauert.“

Er sah sie mit heißer Zärtlichkeit an.

„Was soll das heißen, Tag oder Jahr?“

Sie zog aus der Tasche ihres weichen, faltigen Gewandes einen Schlüssel.

„Bitte, gib mir aus der dritten Lade meines Schreibtisches das, was obenauf liegt.“

Er brachte einen Brief. — „An Hanna?“

Sie nickte. — „Den schrieb ich für den Fall —“

„Welchen?“

„Wenn ich hätte sterben müssen.“



Konrad Grob (1828—1904).

Mutterglück.

Grob ist einer unserer besten Genremaler. Sein Bild „Befalozzi unter den Kindern in Stans“ ist allgemein bekannt; die Besucher des Museums in Bern werden sich auch an sein Bild von der Sempacher Schlacht erinnern. Unser Bild ist eines seiner glücklichsten. Die junge Bauernfrau scherzt und lacht in einem Augenblick der Mühe mit ihren Kindern; die seligste und selbst vergessene Mutterfreude lacht ihr aus den Augen.

„Fort damit!“

„Willst du nicht wissen, was darin steht?“

„Mein! Mich verlangt nach allem eher, als Testamente zu lesen.“

Er schlang den Arm um ihren Hals und schaute ihr tief in die Augen. „Dich will ich, sonst nichts!“

„Gut.“ Sie zerriß das Blatt samt der Hülle und schüttelte ihm die Stückchen in die Hand. „Verbrenne sie; dann will ich dir etwas erzählen.“

Er trat zum Ofen, nahm ein Streichholz und zündete bedächtig das Häufchen Papier an. „Der erste, einzige von dir, den ich verbrenne!“

„Und der doch die meiste Müh' gekostet hat.“

„Vergebliche Mühe, Gott sei Dank!“

Sie sah ihn weich und doch durchdringend an mit ihren klaren, graublauen Augen, die ihn voll rätselhafter Macht beherrschten.

„Gott sei Dank, sagst du und glaubst an keinen Gott.“

„Nur an einen anderen, als du.“

„Ich weiß,“ lächelte sie fein, „der aber ausnahmsweise in unserem Fall persönlich eingriff und alles gut werden ließ! So ein gedankenloses Gott sei Dank!“

„Weißt du, das kommt aus einer andern Region, als von da droben.“

Er tippte ihr leise auf die atlastglatte Stirn. „Das kommt von da, wo es zu Zeiten einfach auffschreit, aufzubelt, einen Ausdruck braucht.“

Sie strich ihm übers Haar. „O Logik!“

„Die euereins zu Schanden macht!“ — Ja, spottet nur!“

„Du wirst auch über mich spotten, wenn ich dir erzähle, was mich zu diesem Brief trieb. Ein Traum war's —“

„Seit wann spielen Träume eine Rolle bei dir?“

„Längst, ich sagte dir's nur nicht. Ich glaube an Träume. Sie waren bei mir oft schon Vorboten von Ereignissen. Diesen hatte ich, kurz bevor unser Kind geboren wurde. — Hör' zu: Wir gingen spazieren miteinander in einer weiten, schönen Landschaft, ganz allein; nirgends war ein Mensch zu sehen, nur grüne Fluren rings umher und in der Ferne Wälder, Berge und eine eigentlich lange, weiße Mauer, die wie ein Band, bald wellig, bald eben sich dahinzog. Wir gingen der Mauer zu. Ich wollte wissen, was dahinter liegt, doch du sagtest es nicht. Auf einmal war es, als rückte sie uns näher, näher, und dabei wurde es rapid Abend. Ein brennender Sonnenuntergang stand vor uns, grell gelb, dann mit schweren roten Wolken, die schnell erlosch. Auf den Feldern wurde es dunkel; tief dunkelgrün, fast nächtig lagen sie da. In der eigentlich Stille, die über allem lag, hörte ich auf einmal etwas Klirren wie Eisen, wie ein Gitter oder so etwas, ganz nah. Ich sah nicht, was er war, aber einen Mann sah ich in der Dämmerung auf mich zu kommen, eine fremde Erscheinung in einen Mantel gehüllt. Der ging nun plötzlich statt deiner neben mir und ich ging mit, ich konnte nicht anders. Er



Am Hallwilersee. Sträucher und Bäume spiegeln sich im Wasser. In der stillen Bucht gedeihet, von Schilf und Seebinsen geschützt, die Seerose.

(Aufnahme von Dr. Jules Coulin, Basel.)

sprach mit mir; ich horchte, verstand aber nicht, was er sagte. Er hielt den Mantel vor das Kinn, daß ich sein Gesicht nicht sah, und der Mantel flatterte, als ob Wind ginge; ein röthlich-schwarzer, leichter Stoff war es, wie uralt und mürbe. Endlich fragte ich, wohin er mich führe. „Heim,“ war die Antwort. Mir graute; ich wollte um Hilfe rufen und brachte doch keinen Ton hervor. Da bog um die Ecke der langen Mauer eine Frauengestalt, barhaupt, mit grauem Haar, und kam mir langsam entgegen. Ich ließ ihr zu, ich winkte. Der Mann war immer neben mir. „Nimm mich mit,“ bat ich sie, und auf einmal wußte ich, daß die Frau deine Schwester, daß es Hanna sei. Aber sie kannte mich nicht, ging gleichgültig vorbei und sagte nur: „Ich wandere.“ — Darüber wachte ich auf, in Todesangst, und das Wort klang mir, wie eben laut gehört, noch in den Ohren: „Ich wandere“ — — (Fortsetzung folgt.)

■■ Schutz der Seeufer. ■■

Vom langen Herumrennen in Zürich herzlich müde, saßen wir abends in jener wunderbaren Anlage, die von den feinverständigen Zürchern am Zürichhorn sorgfältig ausgebaut und liebevoll gepflegt wird. Auf großen, rundgeschliffenen Steinen am Strand brachen sich kleine Wellen, die von weit außen mit nachtdunklen Schatten dahergowgten und sich leicht leuchtend und nun perlend weiß zu unsren Füßen warfen. Große Ahorne neigten ihre schirmenden Kronen über das samtene Wasser; irgendwo ahnte man Rüschberg und seinen Kirchturm, und man glaubte, nun müsse es klingen:

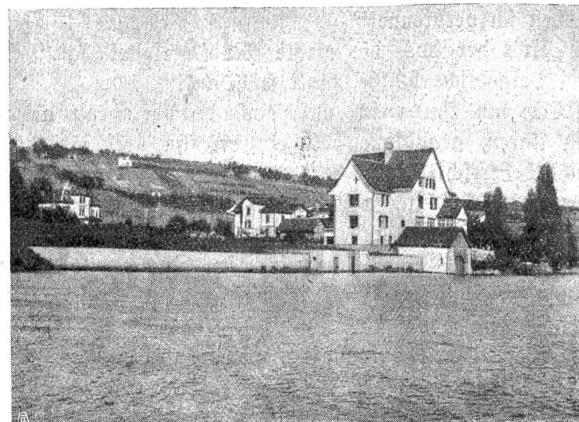
So stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schifflein sind im Port.
Nur oben in dem Nether
Der linden Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfert'ger Ferge sacht.
Die Barke still und dunkel
Fährt hin im Dämmerschein
Und leisem Sterngeflam
Am Himmel und hinein.

(C. F. Meyer.)

Tags darauf führte uns die Dampfschwalbe den See hinauf. Das Wetter war trüb; den See herunter strichen regengefüllte Wolken; einige Möven zankten böse im Flug um das Schiff. Da knallte plötzlich oben bei Erlenbach das brutale Weiß einer neuen Strandmauer in den See hinaus. Einer, der möglichst nahe am poesievollen See wohnen wollte, hatte das Seeufer durch soliden Kunstdstein gestützt, das Seeufer tapfer für sich in Anspruch genommen, die Fußwanderer vom Strand ausgeschlossen, die alte Strandvegetation bei Seite gedrängt; nun stand die neue Mauer da und ihr Weiß schien mit gesunden Lungen in die Welt hinauszuschreien: Da bin ich! Und ein nützlicherer Bursche bin ich auch, als die nichtsnußige Krautwelt es war, die vorher hier faulenzte. — Als wir heimkehrten, priesen wir Conrad Ferdinand Meyer glücklich, daß er jetzt nicht mehr dabei zu sein brauchte; denn „Abendwolke“ und diese Mauer . . .

Tags darauf suchten wir in Luzern den See. Eine langweilig gerade Quaienlage mit pedantisch ausgerichteten Alleebäumen ließ vermuten, daß hier einmal guter Strand gewesen sei; Bänke (steht nicht auch: Nur für die Fremden! darauf?) gaben zu vermuten, daß man hier auch einmal etwas von des Sees natürlicher Schönheit ruhend habe betrachten können. Dann streckte eine Dampfschiff-Ländte ihr Eisengitter mit elektrischen Beleuchtungsmasten gleichgültig ins Wasser; dies Brücklein könnte überall sonst, nur nicht am Vierwaldstättersee stehen. Weiter oben qualmten dichte Rauchwolken aus der städtischen Seeanstalt; und als wir endlich entsezt den See, das Wasser und einen Strand mit einigen natürlichen Steinen suchten, ohne große Ansprüche auf Schilf- und Ufergebüsche, da mußten wir erst wandern, an Villen, Hotelgärten, Tennisplätzen pour Messieurs les étrangers vorüber, die alle uns neidisch die Aussicht auf den See wegnahmen, bis endlich oben das blaue Wasser wieder an den Tag trat, dort, wo man den Strand zur Schuttablagerung benutzt hatte.

Ist es denn wirklich notwendig, so mit der Schönheit unserer Seen zu wirksaften? Gewiß verlangt die ständige Wassererosion, daß der Strand durch Mauern geschützt



Hässliche Ufermauer bei Erlenbach am Zürichsee.
(Aufnahme von Dr. H. Peter, Zürich.)